

DER UNBEUGSAME



Selbstporträt von Julius Brumsack im Geschäft der Gebrüder Schragenheim
in Sehnde (1931)

Elfriede Brumsack

DER UNBEUGSAME

Ein Leben zwischen Verfolgung und „Wiedergutmachung“

HENTRICH
& HENTRICH



INHALT

| | |
|--------------------------------------|-----|
| PROLOG | 7 |
| EINS | 17 |
| 1 Die ANDEREN, das waren WIR! | 18 |
| 2 Treibjagd | 34 |
| 3 Komm mit, sagte der Hahn ... | 38 |
| 4 Friendly Guidance | 45 |
| 5 Kitchener Camp | 58 |
| 6 The King's Most Loyal Enemy Aliens | 68 |
| ZWEI | 79 |
| 1 Rückkehr | 80 |
| 2 Gewissheiten | 85 |
| 3 Bobbie | 98 |
| 4 Heimkehr | 109 |
| 5 Einfach weg | 119 |
| 6 Schnäppchenjagd | 127 |
| 7 Wäschekorb und Teeeschirr | 136 |
| 8 Das Verhör | 141 |
| 9 Das Haus | 148 |
| 10 Schützenbrüder | 162 |
| 11 Die Wiedergutmacher | 168 |
| 12 Gegen den Staat | 179 |
| 13 Laufmaschen | 198 |
| 14 Nachbeben | 202 |
| 15 Leitersturz | 210 |
| 16 Dämonen | 215 |
| 17 Das Begräbnis | 222 |
| EPILOG | 227 |
| Textverweise und Quellen | 231 |
| Verwendete Literatur | 232 |
| Abbildungsnachweis | 235 |
| Dank | 236 |
| Anmerkungen | 238 |



PROLOG

Am Heiligen Abend gab es ein Ritual, das wir über viele Jahre bis zu Julius' Tod beibehielten: Nach dem Abendessen versammelte sich die Familie im kleinen Wohnzimmer um den Kamin und hörte Opa Juli zu, so nannten unsere Kinder den Großvater. Seine Geschichten gehörten zum Heiligen Abend wie der Weihnachtsbaum und die Krippe. Mit Maria, Josef, dem Jesuskind und dem Stern von Bethlehem über dem Stall.

Julius' Weihnachtsgeschichten verkündeten mehr Schrecken als Freude, sie handelten von Bobbie, dem Familienhund, der nicht ermordet worden war, im Gegensatz zu seinen Besitzern. Sie erzählten von der Reichspogromnacht in Hannover, in der Julius, im Gegensatz zu seinem Cousin Hans Leo, der Deportation ins KZ entkommen war, und sie berichteten vom Überleben in Schützengräben in Nordfrankreich.

Eine dieser Geschichten hieß Denunziation.

Es geschah an einem Vormittag im Jahre 1936, Julius lebte damals schon seit mehr als sieben Jahren bei seinen Verwandten in Sehnde. Plötzlich seien mehrere Polizeibeamte in ihrem Geschäft aufgetaucht, so erzählte er, die Angestellten wurden nach Hause geschickt und Tante und Onkel in ihr Schlafzimmer getrieben, der Schlüssel von außen umgedreht, das Geschäft geschlossen, das Haus vom Keller bis zum Dachboden durchsucht. Die Razzia galt ihm.

Julius' Leica-Kleinbildkamera wurde beschlagnahmt, außerdem sämtliche Briefe und Fotos. Die Beamten führten ihn ins Gemeindebüro zum Verhör. Dort wartete bereits der Denunziant auf ihn, ein ortsbekannter SS-Mann, ebenso zwei Gestapo-Leute. Der Vorwurf: Spionage für die Russen.

Julius musste lachen, in seiner Stimme lag Spott, wenn er die Fortsetzung erzählte.

„Spionage? Für die Russen?“, fragte unser Sohn Moritz ungläubig.

„Ja, genau.“

Im Sommer habe er eine Zugreise nach Jugoslawien gemacht, einen Freund und ehemaligen Arbeitskollegen dort besucht, der bereits 1934 emigriert war. Was man ihm vorwarf? Er solle sich dort mit Russen getroffen und ihnen Fotografien über Sehnder Anlagen (Kanalschleuse, Industriewerke) sowie weitere Informationen übergeben haben. Und die Beweise für seine Spionage? Sein regelmäßiger inter-

nationaler Briefverkehr! Dabei sei er doch nur ein leidenschaftlicher Briefmarkensammler gewesen, fügte Julius hinzu. Man habe rein gar nichts gefunden, nur ein Fotoalbum mit schönen Aufnahmen und Reisebeschreibungen.

Die beiden Ledermäntel seien frustriert gewesen, sie versuchten es abwechselnd mit Prüiteln. Die Nase fing an zu bluten, sein einziges Taschentuch reichte für die Menge nicht aus, ein Wischlappen wurde geholt. „Jetzt wollen wir doch mal sehen, wie schön du putzen kannst.“ Der SS-Mann hatte es sich währenddessen in einem Sessel gemütlich gemacht, rauchte eine Havanna aus Onkel Sallis beschlagnahmter Zigarrenkiste und schwieg. Aber was sollte Julius gestehen?

Nach sechs Wochen konnte er seine Leica wieder abholen. Zum Abschied Fußstritte, dabei fiel er die Treppe hinunter. Er war am Knöchel verletzt und blutete, seine Brille war zerbrochen, aber seine Kamera hatte er fest im Griff behalten. In den folgenden Monaten wurde er unter Kontrolle gestellt, alle vierzehn Tage hatte er sich bei der Gestapo zu melden, um Post und Prüitel abzuholen.

Vom Ausgang der Denunziationsgeschichte zeigten sich seine Enkelkinder enttäuscht. Ihr Opa Juli, doch kein Spion? Ob irgendeiner der beteiligten Männer nach dem Krieg bestraft worden sei?

Nein, er habe alles versucht, aber es sei zwecklos gewesen. Das Gegenteil sei der Fall gewesen, niemand war belangt worden. Alles halb so schlimm, habe man ihm gesagt, schließlich sei er ja noch am Leben. Und die anderen, die nicht mehr am Leben waren? Auch alles halb so schlimm? Dafür habe man keine Verantwortung zu tragen, sagte der Bürgermeister, der noch derselbe war wie vor dem Krieg.

Eine lange Zeit war vergangen, unsere Kinder längst aus dem Haus, und Julius lebte inzwischen in einem Pflegeheim in Oldenburg, unserem Wohnort. Aber am Heiligen Abend saßen wir alle zusammen, das Weihnachtsritual wiederholte sich, Jahr für Jahr, bis zu seinem Tode.

Am 22. Oktober 2011 kam der Anruf. Julius Brumsack war in den frühen Morgenstunden gestorben. 96 Jahre wurde er alt.

Mein Schwiegervater. 45 Jahre zuvor hatte ich ihn kennengelernt. Da war ich sechzehn und die Freundin seines Sohnes Hans.

In den Tagen nach seinem Tod tauchten wir ein in die Erinnerungen an Julius, holten die Alben und Schuhkartons hervor und betrachteten die Fotos, blätterten in seinen Tagebüchern und lasen uns gegenseitig aus seinen Briefen vor.

Nachdenken über Julius.

Über seine Vergangenheit, sagte Hans, habe sein Vater viel zu lange geschwiegen, immer nur Bruchstücke von dem erzählt, was ihm widerfahren war, was ihn jahrzehntelang umgetrieben hatte. Seine Schwester und er seien in diese Geschichte hineingeboren, mit ihr aufgewachsen. Aber es sei lange Zeit nur eine Ahnung gewesen, dass etwas in ihrer Familie anders war. Das Wissen darüber, was es mit diesem Anderssein auf sich hatte, folgte erst sehr viel später.

All diese Fragen habe er sich lange nicht getraut zu stellen: Warum sie nur eine Großmutter und einen Großvater hatten, warum Tante Annelise in England lebte und sie sich immer nur in Ostende trafen. Warum sie in Beverstedt nur wenige Freunde hatten und der Vater nie dabei war, wenn sie zu Schützenfesten und Faschingsfeiern gingen. Warum es strengstens verboten war, bei dem Bäcker in der Poststraße einzukaufen, obwohl es dort das leckerste Eis des ganzen Ortes gab. Hans hatte es eines Tages trotzdem getan und dafür von seinem Vater die erste und einzige Ohrfeige seines Lebens erhalten. Er gab keine Begründung. Aber der Sohn ahnte, wofür er geschlagen wurde. Er hatte seinen Vater für fünf Minuten Eisvergnügen verraten.

Die Kinder spürten die Last, die ihn manchmal zu erdrücken schien, sie spürten, dass es einen Grund geben musste für sein Schweigen.

Hans' Erinnerungen an den Vater seiner Kindheit: Lebensfreude, Energie, Enthusiasmus. Er hatte alles, was ein Mensch für sein Lebensglück braucht. Fast alles. Aber da waren auch die anderen Bilder, die Phasen, in denen er sich immer wieder zurückzog und nur zu den Mahlzeiten aus seinem Büro kam. Emmi, ihre Mutter, sagte dann: „Papa geht's nicht so gut.“ Und die Kinder fragten: „Ist Papa wieder traurig?“, was eher eine Feststellung als eine Frage war. Die Mutter schwieg dazu. Den Namen für das, was mit ihm war, lernten sie erst später kennen. Trauma. Das Trauma des Überlebens.

Die Nazis, die Vertreibung der Verwandten, ihre Ermordung. Davon erfuhren sie irgendwann. Altersgemäß, behutsam, in homöopathischen Dosen. Aber es war lange ein abstraktes Wissen geblieben. Wie etwas, das man in der Schule lernte. Es schien, dass es wenig mit ihnen selbst zu tun hatte.

Manchmal jedoch nahm das, was sie nur ahnten, aber nicht begreifen und fühlen konnten, Gestalt an. Das geschah, wenn die ganze Familie Freunde von Julius besuchte, in der Schweiz, in Österreich, in England, ganz selten in Deutschland. Ein kleiner Club der Davongee-

kommenen. Geflüchtete, KZ-Entkommene, Erdloch-Überlebende. Und so waren auch ihre Gespräche.

Hans erinnerte sich daran – er muss damals ein kleiner Junge gewesen sein, sieben oder acht –, wie er über viele Wochen nachts aufgewacht war und immer wieder dieselben Bilder in seinem Kopf herumspukten, nachdem ihm Onkel Martin, Annelises Mann, bei einem ihrer Treffen in Ostende eine Gutenachtgeschichte erzählt hatte. Es war die Geschichte seiner Schwester. Dass Frieda, so hieß sie, ein junges Mädchen, fast zwei Jahre in einem ausgehobenen Erdloch in Berlin überlebt hatte. Zwei Sommer lang, einen ganzen und einen halben Winter. Unter dem doppelten Fußboden des Gartenhauses einer befreundeten Familie ihrer Eltern. Ihn schauderte, wenn er sich vorstellte, wie sie in dieser Höhle gehaust haben musste, in Dunkelheit, in schrecklicher Kälte. Immer in der Furcht, dass man sie vergessen, dass sie verhungern würde. Und in ständiger Angst vor ihrer Entdeckung und der ihrer Retter. Manchmal ein paar Schritte in den Garten, unter Lebensgefahr. Ein Blick nach oben, das Blau, die Wolken. Vogelgezwitscher. Im Winter 1944/45 wurde es so bitterkalt, dass sie ihr Verlies verlassen durfte. Der Verschlag auf dem Dachboden des Haupthauses hatte sogar einen Ofen. Es war das Paradies.

Immer und immer wieder habe er danach seinen Vater gefragt, wollte Genaueres wissen. Wo waren Friedas Eltern? Ob die Geschichte von Frieda auch solch ein glückliches Ende genommen habe wie in dem Märchen von Rapunzel, ob sie auch aus ihrem Verlies befreit worden sei? Ja, sie war befreit worden, nicht von einem Märchenprinzen, sondern von Russen, das war die gute Nachricht gewesen. Die schlechte war, dass sie an ihrer Gefangenschaft fast zugrunde gegangen war, körperlich, von ihrer Seele ganz zu schweigen. Aber davon erzählte der Vater nicht.

Viele Jahre später, als Annelises Tochter Sylvia in London heiratete, stand Tante Frieda aus der Onkel-Martin-Geschichte plötzlich vor ihm. Auf ihrem Körper die Spuren ihrer Gefangenschaft. Er war ihr Gedächtnis geworden. Starkes chronisches Rheuma. Folgen von Nässe. Erfrierungen. Ein Mensch mit Behinderung, oder, wie man damals sagte, ein Krüppel. Ein Krüppel auf zwei Krückstöcken.

Überhaupt diese Hochzeit. Gespenstische Erinnerungen. Die Hochzeitsgäste vonseiten der Brauteltern, eine Gemeinschaft von Schicksalsverschworenen, sie kannten sich aus dem Internierungslager, der britischen Armee, den Kindertransporten, den Vernichtungslagern.



Hochzeit (1973) von Sylvia Stone, Annelises Tochter. Personen von links nach rechts: Martin und Annelise Stone, Frieda Seelig, Charles und Lilly Woolton (früher: van der Walde), Julius und Emmi Brumsack

Sie tauschten sich aus, wie andere ihre Kriegserlebnisse, bloß eben mit umgekehrten Vorzeichen. Und trugen ihre Brandzeichen wie eine Überlebensstrophäe auf der Haut ihrer Arme. „Aha, du warst auch in Auschwitz? Und du? Ach so, in Bergen-Belsen.“

Auch daran konnten sich Hans und seine Schwester Sabina erinnern, als sie Kinder waren: an das Klappern der alten Olympia-Schreibmaschine am Abend. Wie der Vater energisch auf die Tasten schlug, an das helle Pling des Wagenrücklaufs. Wie Emmi allabendlich rief: „Juli, nun komm doch endlich, das Abendbrot ist fertig!“ Nur an den Freitagabenden gab es eine Pause. Erst viel später erfuhren sie, worüber ihr Vater geschrieben hatte.

Aber auch diese Bilder gehörten zu Hans' Erinnerungen: Er mochte wohl fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein, als sein Vater mit ihm an den Wochenenden auf dem Grundstück seines Elternhauses auf Schatzsuche gegangen war, der Junge mit seiner kleinen grünen Kinderschaufel, der Vater mit einem großen Spaten. Stundenlang wurde gebuddelt, Quadratmeter um Quadratmeter des Gartens durchgeackert.

Die Suchaktionen nach dem Schatz erschienen ihm seltsam und sinnlos, aber die Erinnerungen daran waren schön. Am Ende setzten

sie sich auf den mächtigen Findling am Teich, dann gab es für Hans zur Belohnung eine Schleckmuschel oder Brausepulver und manchmal sogar Limonade. Der Vater habe dabei gedankenverloren in die dichte Baumkrone der riesigen Linde geschaut. Sie bewachte das Grundstück seit über hundert Jahren. Sie hatte alles gesehen.

Den erhofften Schatz fanden sie nie. Nur eine neben dem Komposthaufen vergrabene Wehrmachtsuniform, mit abgerissenen Schulterklappen und Kragen, dazu eine Mütze in halb vermodertem Zustand. Der Vater nagelte zwei Holzstangen zu einem Kreuz zusammen, stülpte Hose und Jacke und Mütze darüber und hängte sie zum Trocknen im Schuppen auf. Dort baumelte sie wochenlang wie eine vor Schmutz erstarrte Vogelscheuche von der Decke. Emmi erschrak jedes Mal aufs Neue, wenn sie den Stall betrat. Die Vogelscheuche fand schließlich ihr Ende auf einem Scheiterhaufen, dafür hatte Hans tagelang gemeinsam mit Kindern aus der Nachbarschaft alle brennbaren Hölzer der näheren Umgebung zusammengetragen. Zum Abschluss gab es an der glühenden Holzkohle gegrillte Marshmallows am Spieß, von Tante Annelise aus London geschickt.

Es hatte viele Jahre gedauert, bis Julius akzeptierte, dass seine Familie ausgelöscht worden war, ohne die geringste Spur zu hinterlassen, ohne die kleinste Botschaft, ohne ein letztes Lebenszeichen. „Aber was hätten sie denn auch schreiben sollen“, hatte Emmi ihn dann gefragt. „Wir werden in den Osten verschickt?“

Und auch an den netten Herrn Lachotzki aus London, den sie Onkel nannten, obwohl er in Wirklichkeit nicht ihr Onkel war, erinnerten sich Hans und Sabina, an diesen groß gewachsenen, weißhaarigen, schlanken Mann, der in regelmäßigen Abständen zu Besuch kam und Cadbury-Schokolade mitbrachte, ehe er mit dem Vater im Büro verschwand.

Nur zu den Mahlzeiten erschienen sie in der kleinen Stube, um sich danach wieder, wie es hieß, „an die Arbeit“ zu machen. Einzig Emmi durfte zu ihnen hinein, zum Servieren von Kaffee und Butterkuchen.

Obwohl es strengstens verboten war, spielten sie auf dem langen Flur, bis die Mutter, einen Zeigefinger an die Lippen gelegt, mit einem langgedehnten „Pssst“ zur Ruhe ermahnte. Was Hans und Sabina nicht daran hinderte, an der Bürotür zu verharren. Um dem Klang der erregten Stimme ihres Vaters zu lauschen und den besänftigenden Worten von Herrn Lachotzki. Die Bedeutung der Worte verstanden sie nicht.

Die frühen Jahre auf der Volksschule in Beverstedt in den fünfziger Jahren. Während Hans' Klassenkameraden mit Ohrfeigen, Stockschlägen, An-den-Ohren-und-Haaren-Ziehen, Aufstehen-Setzen-Aufstehen, und das zehnmal hintereinander, gezüchtigt wurden, galt für ihn eine andere Strafe, sie war exklusiv und hieß Missachtung. Aber Hans wollte zur Klassengemeinschaft gehören. Doch so sehr er auch um die Aufmerksamkeit seines Lehrers bettelte: Alle Provokationen liefen ins Leere.

Eines Tages konnte Hans bei der morgendlichen Kontrolle die schmutzigsten Fingernägel der ganzen Klasse vorzeigen. Und zwar mit Abstand. Und mit Absicht. Er war sich sicher, der Lehrer würde den Köder schlucken. Hans legte seine flachen Hände aufs Pult, bereit, Schläge zu kassieren, schaute ihm hoffnungsvoll ins Gesicht, aber es passierte nichts, absolut gar nichts. Der Lehrer schaute durch ihn hindurch.

Nach der Schule gab es manchmal Prügeleien mit seinen Mitschülern. „Du Jude, du!“, und: „Ihr habt Jesus ans Kreuz genagelt!“, schrien sie Hans an. „Selber Jude!“, schrie er zurück. Er verstand den Sinn des Wortes noch nicht, ahnte nur, dass es nichts Gutes bedeuten konnte. Und Jesus ans Kreuz genagelt? Er kannte ihn doch gar nicht. „Überhaupt, Brumsack, wie kann man nur so heißen? So ein blöder Name!“ Ja, sie hatten recht, so ein blöder Name. Er hätte gerne einen anderen gehabt.

Nach einigen Wochen berichtete er seinen Eltern von den Schmähungen, es gab ein Gespräch mit dem Schulleiter, der Lehrer verschwand von der Bildfläche und wurde von einem jungen Kollegen abgelöst.

Auch daran erinnerte sich Hans: Mitte der fünfziger Jahre kam der erste Fernseher ins Haus. Samstagabends Frankenfeld, Kulenkampff oder Lou van Burg. An Wochentagen erste Dokumentationen über den Massenmord an den Juden. Dann verkroch sich Hans heimlich unter den Tisch und schaute mit gespreizter Hand vor den Augen die Schreckensbilder an, während sein Vater, im Sessel versunken, still in sich hinein weinte.

Trotz der Erklärungsversuche seiner Mutter verstand er nicht wirklich, was die Tränen seines Vaters mit den Bildern von kahl rasierten Menschen in grau gestreiften Pyjamas, was die Berge von steifen toten Körpern mit seiner Oma, seiner Tante, seinem Onkel, seinen Großonkeln und Großtanten zu tun haben sollten.

Erst viele Jahre später lösten sich die Rätsel seiner Kindheit langsam.

Mit dem Ausräumen von Julius' Zimmer im Pflegeheim sanken wir in die Tiefen seiner Vergangenheit ein.

Wir nahmen die Fotos von der Wand, legten jedes einzelne nebeneinander. Das Fotografieren war Julius' Leidenschaft gewesen. Vom Lohn seiner ersten Lehrjahre kaufte er sich eine Rolleiflex, der Onkel zahlte die Hälfte dazu. Später begleitete ihn eine Leica auf seinen letzten Jahren in Deutschland bis zur Flucht nach England. Selbst aus dem Schützengraben in Nordfrankreich schoss er Fotos.

Über fünfzig Jahre lang hingen die Bilder, ehe sie mit Julius ins Pflegeheim umzogen, im Büro seines Hauses in Beverstedt. Die Tür stand immer offen, mit Ausnahme der Freitagabende, der Zeit vor dem Abendessen.

Wenn er nach einer halben Stunde wieder aus dem Zimmer herauskam, trug er noch seine Kippa. Sein Büro war der Ort, an dem er betete. Eine Synagoge besuchte er nach dem Krieg nur noch selten. Seit 1938 gab es in seiner Gegend keine mehr. Erst im Jahr 2000 wurde in Bremerhaven wieder eine jüdische Gemeinde gegründet, aber die junge Generation war ihm fremd.

Auf der linken Seite seines Arbeitszimmers befand sich eine Schrankwand, so lang wie das Zimmer, mit drei Schiebetüren. Manchmal vergaß Julius, sie zu schließen, dann wurde das dahinter verborgene sichtbar: Schuhkartons mit Briefmarken und Briefmarkenalben, unzählige Diakästen, eine Vielzahl von vergilbten Leitz-Ordern mit Aufschriften wie „Emigration“, „England“, „Divorce“, „Sehnde“, „Rückkehr“, weitere fünf mit dem Aufkleber „Wiedergutmachung“, in Anführungszeichen gesetzt, mit fortlaufenden römischen Zahlen von I bis V nummeriert. Der Aktenordner mit der „Julius und Emmi“-Korrespondenz. Dazu in Bündeln zusammengeschnürte Briefe, Fotoalben, Tagebücher und Notizhefte in unterschiedlichen Größen.

In der hinteren rechten Ecke des Raumes gab es einen besonderen Ort: zwei versetzte Wandregale, auf der unteren Ablage eine siebenarmige Menora, ein Kerzenständer mit einem einzigen Licht, eine kleine, von seiner Schwester Grete, als sie noch Kind war, getöpferte Vase. Sie war selbst im Winter mit Zweigen aus seinem Garten gefüllt. Darüber Urkunden zur Erinnerung an den „Wald der Märtyrer“ in der Nähe von Jerusalem. Er ließ dort Gedenkbäume pflanzen.

Weiterhin eine kleine Bronzefigur, ein zusammengesunkener Mensch, der an einen Pfahl gekettet ist, und eine hebräische Bibel, ein Geschenk zur Bar Mizwa im Jahre 1928 von seinem „Mudderle“, so ist im Inneren des Buchdeckels zu lesen. Auf dem anderen Regal liegt ein beschriftetes Schneckengehäuse, das einer Meeresschnecke, handflächengroß. Ein kleines Stück ihres Gehäuses ist herausgebrochen, just die Jahreszahl fehlt, doch trotz der Spuren ihres Alters ist die Aufschrift noch gut leserlich: „Sandwich. Kitchener Camp.“ Aber es war nicht das Souvenir einer freiwilligen Reise. Es muss das Jahr 1940 gewesen sein. So steht es in seinem Tagebuch.

An diesem Ort trauerte Julius um die Toten, um jeden Einzelnen der Ermordeten, um seine Mutter, um seine Schwester. Als sie von den Nazis ermordet wurden, waren sie 63 und 32 Jahre alt. Und er trauerte um Hans Leo, seinen Cousin, der nur neun Tage älter war als er, sie waren wie Brüder aufgewachsen. Und um die Tanten und die Onkel.

Das Regal mit den Fotos an der Wand war Julius' Familienaltar. Hier entzündete er für jeden Einzelnen von ihnen an jedem Freitagabend eine Kerze.

Im Nachtschrank seines Zimmers im Pflegeheim hatte Julius eine Kopie seiner Lebenserinnerungen aufbewahrt. 43 Seiten. Wenn wir ihn ermuntern wollten, mehr zu hinterlassen als diese schmale Niederschrift, sagte er: „Das könnt ihr doch auch im Original lesen, steht alles in den Akten.“ Die blaue Mappe trägt den handschriftlichen Titel: „Aufzeichnungen eines Heimkehrers.“⁴¹ Er hatte sie auf seiner olivgrauen Olympia-Schreibmaschine Ende der siebziger Jahre begonnen und immer weiter ergänzt. Darin, gewissermaßen als Anhang, der Brief „An die Einwohner von Beverstedt und Umgebung“,² verfasst nach Julius' Rückkehr aus England.

Die Geschichte von Julius und seiner Familie war lange Zeit wie ein Puzzle, in dem beträchtliche Teile fehlten. Vierzehn oder fünfzehn sei er schon gewesen, so erzählte Hans, da hätten sich die Einzelteile allmählich zu einem Ganzen gefügt. Zumindest halbwegs. Das Schicksal seiner Familie hatte jahrzehntelang das Leben ihres Vaters beherrscht, ihn fast besiegt. Sein Schweigen sollte seine Kinder davor bewahren.

Julius' Geschichte. Sie muss erzählt werden.